Haus und Welt

Morgendämmerung

Wie ein Geheimnis ist die Stunde,
Wenn zwischen Licht und Nacht die Sterne bleichen,
Wenn von verträumten Zweigen Tropfen fallen,
Im Tal sich dräuhend dichte Nebel ballen,
Und Tag und Nacht zum Gruß die Hand sich reichen.

Mit leisem Schritt die Frühe wandert.
Doch birgt sich unter Schweigen heißes Ringen.
Wie stille Seelen, die im Kampf sich winden,
Aus Finsternis den Weg zum Licht zu finden,
Will Morgendämmerung die Nacht bezwingen.

Vom Schöpfungshauch geweihte Stunde!
Das Leben reckt sich, das im Traum verloren.
Lichtjubel bricht und braust aus gold'nen Pforten.
Die Stunde singt mit tausend Siegesworten.
Triumph! Es ist ein neuer Tag geboren!

Ein Abend bei Michelangelo

Ein blutroter Ball, sank die Sonne unter und warf ihr letztes Licht über die Kuppel der Peterskirche von Rom. Diese leuchtete in grün-goldenem Feuer wie schmelzendes Metall. Weit hinaus war der flammende Widerschein zu sehen, weit hinaus bis in die verdämmernde und einsame Campagna. Das Innere der Kirche war geheimnisvoll erhellt von den brechenden Strahlen der untergehenden Sonne. Die Gestalten des Michelangelo führten eine noch tiefere und rätselvollere Sprache. Das Licht streifte das Haupt des toten Heilandes, es streifte die Hände der trauernden Muttergottes, die ihn in ihren Armen hält. Mater dolorosa: Stummer Schmerz in der schweigenden Kirche. Wie groß sind alle Dinge, die nie reden! Selbst die weichen Reflexe des Lichtes waren leise, voll Scheu berührten sie Stein und Farbe, als grüßte Ewiges andachtsvoll die Gebilde eines Ewigen.

Er aber, Michelangelo, war einsam und verlassen, weitab von allem Glanz in einem Raum, der mehr einer Höhle als einer Wohnstätte glich. Da hielt er sich verborgen. Er war menschenscheu, er trug schwer an seinem Selbst und seiner Häßlichkeit. Als Jüngling, als er im Atelier von Ghirlandajo in Florenz studierte, hatte ihm ein gekränkter Mitschüler mit einem Stück Marmor die Nase zerschmettert. Dies entstellte sein Gesicht und veranlaßte ihn, den großen Schönheitssucher und -former, sich zu verbergen. So lebte er in äußerster Einfachheit. Er verblutete sich in seinen Werken, die immer noch nicht seine letzten Gedanken verkörpern wollten, er quälte sich mit Zweifeln und Gewissensnöten, die oft auch kirchlicher Art waren. Er selber sprach von sich:

„Von Kindheit an ward mir das Los gegeben
In trüber Dämmerung traurig hinzuleben.

Blind ist die Welt und nur Verrätern treu,
Ich aber, Haß und Ehre gleich verachtend,
Geh still und einsam weiter meine Wege."

Er war einsam und er litt. Fern war er immer gewesen von dem Lachen schöner Frauen, von dem Duft ihrer Gewänder und dem Spiel ihrer Glieder. — War er wirklich ganz fern. Nein, ein Schimmer vom Glück war auch zu ihm gekommen am Abend seines Lebens. Seine Hände, die Meisterhände, die mächtig und wild einen David in wenigen Wochen aus dem Riesen-Marmorblock geschlagen hatten, Werkzeug eines grandiosen Willens, die nie gelernt hatten zärtlich zu sein — sie bildeten leise und weich den Ton, der sich zwischen den Fingern zu einem holden Frauenantlitz formte. Und er, der Stolze, Unnahbare und Verschlossene, sprach leise mit ihr, sprach im Geiste mit der Gräfin Viktoria Colonna, der einzigsten Frau, die er liebte. Es war eine reine Liebe, so selten in diesem Jahrhundert und so tief bei diesem Manne. Ein Genie war er und doch einsam, sehnsüchtig. Was mußte es da für ihn sein, eine Frau gefunden zu haben, die edel war und voll Künstlertum, ein Mensch, der ihn verstand, der ihm, dem Wortkargen, die Zunge gelöst hatte, daß er sprechen konnte. Von seiner Kunst, seinem Wollen und Zweifeln. Wer empfand tiefer diese Stunden des Beieinanderseins, des oft lautlosen Zwiegespräches als er, der Zerquälte, der keinen Frieden finden konnte. — Nun legte er den Toten beiseite, der immer wieder neu und anderes die lieben Züge zeigen mußte. Es dunkelte schon sehr. Er zündete eine Kerze an, nahm ein weißes Blatt und legte es zu den andern, auf das er niederschreiben wollte, was sein Herz erfüllte:

„Bald rechts, bald links such' ich zum Heil die Wege,
Stets mit den Füßen wankend
Und hin und wieder schwankend,
Ob Tugend ich erwähle oder Sünde;
So irrt auf jedem Stege,
Wer nicht den Himmel sieht und stürzt in Schlünde.

Daß ich den Ausweg finde, daß nicht des Irrtums Beute
Mein freier Geist bei meinem letzten Schritte:
Daß ich nicht ganz erblinde:
Drum teure Herrin, breite
Dies weiße Blatt ich vor dich hin und bitte:
Den Weg zeig meinem Tritte
Mit heil'ger Feder, du! Sag, sind die Reinen
Gott lieber als die Sünder, die da weinen?"

Dann rief er einen Boten herauf, der dieses Gedicht der Gräfin bringen sollte. Noch in dieser Nacht mochte sie seine Worte haben.

Und der Bote eilte durch die schlafende Stadt. Unter Palmen und Oleander flüsterten liebende Paare. Junge Liebe, die nicht die tiefe Sehnsucht kennt der Einsamen. Er eilte vorüber an der Peterskirche, die schwieg im Mondlicht, und er ahnte nicht die Größe des Schweigens.

Die Wellen des Tiber rauschten leis, es war als murmelten sie die Worte wieder: „Sag, sind die Reinen Gott lieber als die Sünder, die da weinen?"

Und das Mondlicht schien zu einem milden göttlichen Lächeln geworden zu sein, das liebevoll sich über alle breitete.

Der Ueberfall

Erzählung von Hermann Blumenthal.

I.

Es war in der Czarnahora, dem Lande der schwarzen Berge.

Ich fuhr in einem Karren über eine Gebirgsstraße. Immer steiler wurde der Weg, und die Abhänge schienen bis in den Himmel zu reichen.

Die Abendschatten senkten sich langsam hernieder, als wir ein Bergdorf erreichten.

„Hier wollen wir einkehren," sagte der Fuhrmann. „Das Pferd hat auch schon seinen Hafer verdient."

Da es an einer Herberge fehlte, quartierten wir uns bei einem Bauern ein. Ich erhielt eine eigne Stube und begab mich bald zur Ruhe.

Es war finstere Nacht, als ich aus dem Schlafe geschreckt wurde. Die Kirchenglocke läutete Sturm.

In aller Eile warf ich meine Kleider über und riß das Fenster auf.

Ich erwartete einen Feuerschein zu sehen, aber es war so finster, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Immer noch läutete die Glocke dumpf vom Kirchturme.

Da flammte ein Licht auf; ein Mann lief mit einer Laterne über den Platz. Ich rief ihn an, aber er antwortete nicht und bald war er meinen Blicken entschwunden

Ich begab mich in die Stube meiner Wirtsleute, doch fand ich ihre Betten leer und die Stille im Hause beängstigte mich.

Ich trat ins Freie und nun sah ich hier und dort Laternen aufflammen. Die winzigen Lichter flimmerten wie Irrlichter in der Ferne. Bald tauchten sie auf, bald verschwanden sie.

Ich folgte der Richtung und lief, was mich meine Beine tragen konnten. Ein finsterer Nebel bedeckte die Erde.

Endlich erreichte ich den Platz vor dem Gemeindehaus, der von vielen Laternen beleuchtet war. Dort stand eine schreiende, gestikulierende Menschenmenge.

„Was ist geschehen?" fragte ich einen Bauern, der seine Mistgabel wie einen Speer ausgestreckt hielt.

„Zigeuner haben am Ende des Dorfes ein Haus überfallen, alle Wertsachen fortgeschleppt und die Bewohner, die sich wehrten, durch Messerstiche verletzt," erwiderte der Mann.

„Ist man ihnen auf der Spur?"

„Die Unsrigen sind hinter ihnen her."

Immer mehr Volk sammelte sich an. Die Leute waren sehr aufgebracht.

Holzstücke wurden herbeigeschafft und ein Feuer angezündet. Unheimlich erhellte die rote Flamme die Nacht.

Der Schlaf war mir vergangen. Ich setzte mich auf einen Holzklotz und hörte den Gesprächen zu. Wie schwarze Mauern standen die Berge ringsum.

II.

Fast zwei Stunden waren vergangen, als man den Galopp von Pferden hörte.

„Sie kommen," riefen die Leute, und bald darauf tauchte ein Häuflein reitender Bauern auf.

Als sie näher kamen, bemerkte ich, daß sie einen gefesselten Mann mit sich führten.

Die Reiter hielten an.

„Wir haben nur den einen erwischen können," rief der Anführer, indem er den gefangenen Zigeuner vom Pferde hob. „Er weigert sich entschieden, uns das Versteck seiner Spießgesellen zu verraten."

„Dann werden wir ihn dazu zwingen," versetzte der Dorfälteste. „Wo sind deine Kumpane?" schrie er den Zigeuner an, doch dieser schwieg beharrlich.

„War er dabei, Bogdan?" fragte der Aelteste den beraubten Bauern.

Dieser ergriff die Hand des Gefangenen, zeigte auf eine frische Wund und sagte: „Ich biß ihn in den Finger, hier ist der Beweis."

„Wenn du uns deine Mitschuldigen nicht angibst, wirst du auch für die anderen büßen müssen," wandte sich der Aelteste an den Zigeuner, doch dieser gab keinen Laut von sich.

Auf ein Zeichen des Aeltesten schlugen einige Bauern mit Knüppeln und Dreschflegeln auf den Zigeuner los, doch kein Wort kam über seine Lippen.

„Gesteh!" rief der Dorfälteste.

Ein leises Stöhnen entrang sich dem Munde des Zigeuners, und ich sah, daß er aus Mund und Nase blutete.

„Ihr Leute," rief ich, „übergebt ihn dem Gericht, das ihn nach Gebühr bestrafen wird, aber laßt diese Grausamkeit."

„Das Gericht ist weit," erwiderte der Aelteste. „Wenn wir ihn jetzt nicht zum Sprechen bringen, werden die Halunken die Beute in Sicherheit bringen."

Nach einer Weile gab der Aelteste den Leuten ein Zeichen, mit dem Prügeln einzuhalten. „Wir wollen ein anderes Mittel versuchen", sagte er. „Haltet seine Füße über dem Feuer."

„Um Himmels Willen, ihr werdet ihn töten," rief ich, aber niemand achtete auf mich.

Da ich sah, daß meine Worte nichts fruchteten, machte ich mich, um die Marter, die dem Unglücklichen zugedacht war, nicht mitansehen zu müssen, auf den Heimweg und verfiel bald in einen unruhigen Schlaf.

III.

Ein mächtiges Hämmern schreckte mich in aller Frühe aus dem Schlafe. Ich kleidete mich an und trat ins Freie.

Die Luft war noch kühl, und die Berge erglänzten im Feuer der aufgehenden Sonne.

Auf der Lehmbank saß mein Wirt, mit dem Schleifen seiner Sense beschäftigt.

Ich setzte mich zu ihm und erkundigte mich nach den weiteren Vorfällen in der Nacht.

„Es war nichts aus ihm herauszubringen," versetzte der Bauer. „So ein Teufelskerl haucht lieber seiner Seele aus, als daß er gesteht."

„So habt ihr ihn gemordet?" schrie ich in höchster Aufregung.

„Was liegt an so einem Heiden?" meinte der Bauer, indem er auf seine Sense loshämmerte. „Die Zigeuner sind ein unnützes Volk, die nur zur Plage der Menschheit da sind."

„Fürchtet ihr die Gerichte nicht?" rief ich aus.

„Bis die Gerichtsherren aus dem Tal kommen, sind längst alle Spuren verwischt."

„Was nutzt euch aber sein Tod?"

„Es ist eine Warnung für die anderen," meinte der Bauer. „Diese Sippschaft steht in steter Verbindung miteinander. An Grenzbäumen und Gartenzäunen schreiben sie ihre verabredeter Zeichen, nach denen sie sich in ihrer Wanderung richten. Nur wissen sie, was sie bei einer Wiederkehr in unsere Gegend erwartet, und wir werden jahrelang Ruhe vor ihnen haben."

Nach diesen Worten schenkte mir der Bauer keine weitere Beachtung und schlug auf die Sense los. Da mein Fuhrmann indessen eingespannt hatet, bestieg ich den Karren und fuhr in den hellen Morgen hinaus.

Das neue Leben

Allerwege sind Lichter und Fackeln erloschen. Der Mond nur sendet der Erde bleichen Schimmer. Windhauch nur spielt mit den Wellen des Sees, der wie ein dunkler Opal inmitten eines Parkes liegt. Aus der Ferne verliert sich ein singender Ton, erst spärlich, dann heller wie Perlen, die aus einer offenen Hand in leisem Gleiten in das Dunkel fallen. Dazwischen flüstert ein Flöten-Adagio in der reglosen Luft, innig tremolierend, leise verrieselnd wie ein letzter schmerz-süßer Todesschauer....

Stille! Ein Hund nur winselt. Sand knirscht. Und Worte erklingen. Die sie sprechen, erstehen wie Schattenrisse aus der Biegung des Weges. Der eine groß und schlank. Die Wangen rein, ohne Weichheit, die Augen hell, aber unter trotzigen Brauen. Der andere ein wenig kleiner, mit beständig von senkrechten Falten durchschnittenem Antlitz, gram um den Mund, Glut in den nach innen blickenden Augen. Nur die Hände sind unrastig, greifen blind in die Luft. Die Brust atmet heftig, als schäume das Meer seines Blutes zu letztem Sturm:

„So liebe ich sie denn!? Hilf mir, mio amico! Reiß' mich von Beatricen los; denn eine Stimme ruft in mir: der Geist der Liebe ist nicht gut! Der Schmerzen und Leiden werden zuviele, wenn das Herz sich an seine Seligkeit klammert."

Der andere aber lächelt. Gewaltig sehnend, dunkelglühend geht seine Stimme durch die Nacht:

„Nein, nein! Die Liebe ist gut. Ihre Schwingen tragen zur Sonne empor und weit zurück bleibt die Schwere der irdischen Welt."

Doch der Fremde, ungetroffen vom Trost dieser Worte, breitet in jäher Qual die Arme aus, abwährend, bittend zugleich. Ins Riesengroße scheint seine Gestalt zu wachsen. Sein Atem stockt. Seine Lippen saugen die kühlende Luft. Dann bricht wie Ton der Donner, wie Flammenton seine Stimme in die schweigsame Nacht:

„Stets wenn ich schaue Deiner Schönheit Licht,
muß jedes andere Gefühl in mir ersterben.
Ich höre, wie die Liebe warnend spricht,
wenn du mir nah: Flieh, willst Du nicht verderben!
Erst rot wie Blut muß sich mein Angesicht,
dann wie der Marmor, dran es lehnt, entfärben,
mir ist, als ob durch diesen Taumel bricht,
ein Schrei der Steine: Sterben mußt Du! Sterben!"

Da erstickt das letzte Wort. Die Hand sucht den Freund und leise geisterbleich, wie sie gekommen, gehen sie von dannen — den hohen Taxushecken entgegen, hinter denen ein lohweißes Haus emporsteigt.

Hunderte von Kerzen strahlen verworrenen Schimmer über Brokat und knisternde Seide, Duft von Rauchwerk schwebt um blaues Kristall, in dem sich tausendfältig die Pracht des Festes bricht.

Allein steht der Fremde; denn zur lieblichen Primavera ist der Freund enteilt. Allein — denn zum ersten Male weilt er in diesem Hause. Hier hat er seines Lebens Schicksal gesehen, Beatrice, die holdseligste der Frauen. Suchend gehen seine Augen jetzt über die wogende Menge. Beatrice! Ein Leuchten flammt in seinen Augen auf.

Er hat sie gefunden.
Sein Herz schlägt heißer.
Von brennender Sehnsucht getrieben eilt er ihr entgegen.
Und ihre Augen grüßen sich.
Und ihre Hände suchen sich.
Und ihre Hände finden sich und lassen einander nicht mehr.
Und eine führt die andere.

„Mich sendet Liebe, die mich reden heißt!" Wer so spricht, wer weiß es? — —

Mitternacht naht und fällt vorüber, Schweigen bannt die ruhende Erde. Da sucht der Fremde seine einsame Kammer auf. Sitzt lange am offenen Fenster, schaut zu den Sternen empor, die auftauchen und verschwinden wie Funken erlöschender Kohle. Bis im Osten der Himmel sich hellt und die Morgensonne die fernen Berge überflutet, als wolle sie ihre dunklen Wölbungen sprengen.

Da nimmt Dante Arighieri eine weiße Pergamentrolle und schreibt: Incipit vita nova! (Ein neues Leben begann.)

Bei Hirten in der Herzegowina

Von Ljubinje, einem armen Dorf tief in der Herzegowina, auf die Sitnica planina. Vier Stunden mühsamer Aufstieg bei glühendster Hitze, keine Quelle, kein Haus, kein Mensch, kein Baum, nur rings die endlose, weiße Steinwüste des Karsts, darüber die klarste, zitternde Luft. Zwischen Felswänden, trockenen Wasserrinnen, Geröll und gigantischen Steinblöcken windet sich der schmale Pfad empor. Unser Führer, der schlanke, schwarzbraune Dusan, klettert mit seinem Sack voll Maiskolben wie eine Gemse voran und schlägt lachend mit dem Stocke nach den Vipern, die träge auf den heißen Steinen liegen.

Der Blick weitet sich — wir sind jetzt vierzehnhundert Meter über dem Meere. Bis zum Horizont ragen die rosigen Felszacken der herzegowinischen Alpen über den dürftigen Almmatten, im Osten wild zerfurcht die schwarzen Berge Montenegros, dahinter die hellen, schneebedeckten Grate der albanischen Alpen: Soweit das Auge reicht, schimmern kahle Steinplateaus und weiße Felsen, keine Wälder, tief in den Tälern winzige grüne Matten. Nur der strahlend blaue Himmel verklärt diese Oede zur Schönheit. Langsam tauchen die Gipfel in tiefes Rot und versinken in sanftem Lila. Ein warmer Wind weht vom Meere herüber, das wie ein schmaler Silberstreif glänzt. Die jauchzende Farbensinfonie des Himmels verklingt in einem zarten Mollakkord in Grau. Dann wandern wir in der blauesten Nacht den letzten Hang hinauf, der Mond hängt wie ein gelber Ball über den Bergen, ferne blöken Schafe.

Oben schimmert Licht aus der Türe einer kleinen Steinhütte, die sich vor den winterlichen Borastürmen an die Felsen duckt. Ein alter, hagerer Hirte tritt heraus und ruft uns entgegen, die Arme schräg zum Gruße hochgehoben. Dann weist er uns, mit der Geste eines Herrn in die schwarzverräucherte Hütte. Einige Töpfe, ein Kupferkessel für die Schafmilch, Kaffeeschälchen, eine Pfanne und zwei grobe Mäntel an der Wand bilden das ganze Inventar. Diese Armut hat in ihrer köstlichen, durch Jahrhunderte geweihten Selbstverständlichkeit etwas Homerisches. Und während jetzt in Abbazia und Lovrana bei Jazz zum Charleston tobt, sitzen wir hier auf Steinen um das kleine Feuer, das aus trockenen Maiskolben und wenigen Holzstücken flackert; Dusan dreht die alte, türkische Kaffeemühle, sein Bruder bringt einen mit Schnee gefüllten Topf — Wasser gibt es stundenweit keinen Tropfen, nur harten Schnee in den tiefen Karstlöchern — der alte kniet vor der Feuergrube und bläst in die Flammen. Bald ist der enge Raum von dem Duft des starken Kaffees erfüllt, der hier herrlicher mundet als der beste „Türkische" in der vornehmsten Bar. Wir werden mit Schafmilch und Schafkäse bewirtet, nach dem Mahl wird ein Schluck des starken Zwetschkenschnapses angeboten, dann drehen wir aus dem bosnischen Tabak Zigaretten und sehen zu, wie das Feuer langsam verglimmt. Dusan und sein Bruder beginnen zu singen. Es ist eines jener uralten, schwermütigen Lieder, das in dieser Stille beim sterbenden Feuer noch trauriger und sehnsüchtiger wirkt. Sie singen langsam mit schönen, dunkel verschleierten Stimmen. — —

Ich taste mich nach der Türe, trete fast geblendet in die zauberhafte Helligkeit der Mondnacht. Lichtüberflutet schimmern die endlosen weißen Hochflächen, die Felszacken der herzegowinischen Alpen ragen leuchtend in die weiße Nacht. Weit draußen der Silberstreif der Adria.

Die Herde liegt dichtgedrängt auf den Felsen um die Hütte. Einige Lämmer stehen unruhig und blöken. In der Hütte verstummt der Gesang. Dann ruft Dusan zum Nachtlager, wir wickeln uns in Decken und vergraben uns in dem frischen Bergheu. Durch die breiten Fugen der Hütte singt der Nachtwind sein Schlummerlied.

Zwang

Von Georges Pourcel.

Sie standen einander gegenüber, um sich ärgste Beleidigungen zuzuschleudern. Eine Antwort verursachte mit der Plötzlichkeit einer elektrischen Entladung dieses erste, gleich fieberhaft sich steigernde Zerwürfnis.

„Schweig' Helene! Ich bitte dich!"

Auge in Auge trotzte die Frau keck den Blicken des Gatten. Krampfhaft reckten sich seine Hände wieder die entsetzt Zurückweichende. „Marcel! Ich fürchte mich... Du hast die Augen eines Mörders!" Ihrer Kraft beraubt, sanken die Hände des jäh Erblaßten schlaff herab; sich zur Selbstbeherrschung zwingend, sagte er mit einer Stimme, die ein leichtes Zittern verriet:

„Helene, verzeihe mir!"

Ohne ein Wort der Erwiderung und ganz verstört flüchtete die junge Frau ins Schlafgemach.

Marcell tat einige Schritte, fuhr mit der Hand über die Stirn, als suche er eine ihn verfolgende Vorstellung damit zu verscheuchen, dann sank er schwer in den Stuhl vorm Schreibtisch.

In den zwei Jahren seiner Ehe hatte sich das Paar nie ernstlich gezankt.

Woher nur diese Zornesanwandlung?

Aus dem Bücherregal zog Marcel ein altes Album hervor, entnahm diesem eine Photographie, welche ein Brautpaar vergangener Tage darstellte. In starrer Haltung betrachtete er es lange, dann sagte er nachdenklich:

„Wie ich meinem Vater gleiche!"

Wirklich auch er hatte dieses schmale Gesicht, die breite Stirn, das gleiche, etwas schwermütige, vorzeitig müde Lächeln und denselben traumverlorenen, unsicheren, glanzlosen Blick.

Diese beiden einander zugeneigten Köpfe beschworen seine trübe, zeitig einem Verhängnis ausgelieferte Kindheit herauf. An seine Mutter bewahrte er nur eine verschwommene Erinnerung. War er nicht erst sechs Jahre gewesen, als sie auf eine furchtbare Weise, erdrosselt von ihrem Mann, aus dem Leben schwand? Ein Leidenschaftsdelikt! Der freigesprochene Mörder kehrte in seine Heimatstadt zurück. Aber bis zu seinem Tode verfolgte ihn der dumpfe, unversöhnliche Groll aller ehrbaren Provinzler.

Marcell erinnerte sich der tristen Abende, die er mit seinem vom Hasse gehetzten Vater verbracht hatte, seines gereizten Wesens, der harten Augen. Der vielen Tage gedachte er, wo die immer wieder zurückgewiesene Zärtlichkeit des Knaben an einer Mauer des Schweigens abprallte. Wieviel zurückgedrängte Tränen und vergebliche Schmerzen! Das Gefühl, das ihn das Schicksal ungerecht behandelte, bewirkte, daß sein Charakter seltsam wurde; die anderen verstanden ihn nicht und er war sich selbst ein Fremder; der wunde Feinfühlige trug die Maske lächelnder Sanftmut.

Als Knabe kannte er Momente der Aufzeichnung, wo er fast ohnmächtig vor Zorn sich am Boden wälzte. Ein altes Dienstmädchen hatte ihm prophezeit: „Du wirst den Weg deines Vaters gehen!"

Er wuchs heran und die Jahre schienen diese Heftigkeit zu mildern. Das Leben erfaßte ihn, er mußte sich mit ihm auseinandersetzen, nach seines Vaters Tode sich einen Platz an der Sonne erkämpfen. Später war er Helene begegnet und hatte vom ersten Augenblick an eine leidenschaftliche Liebe für sie empfunden. Darin bestand sein Anteil an der Freude, der Ausgleich für sein schweres Schicksal. Vielleicht empfand sie minder stark als er. Sie war jung, elegant, etwas kapriziös, Idol und Puppe — atmete gern den Weihrauch, der um sie emporstieg und lächelte zu allen Huldigungen.

Marcell fand im Album auch das Bild, wo sie selbst Brautleute waren, und verglich es mit dem des unglücklichen Paares...

Merkwürdige Uebereinstimmungen! Auch die beiden Frauen ähnelten sich. Aber die Männer, schier unglaublich. Bei beiden dieselbe naive Pose. Ihre auf den Schultern der Gefährtinnen ruhenden Hände bedeuteten ein Wachen oder Schützen. Sie hatten dieselbe breite Hand — die erst behütende und dann des Mordes fähige.

Die Angst trieb den Schweiß auf Marcells Stirn. Um die Vision zu verscheuchen, schritt er im Kabinett auf und ab. Was hatte den Zorn entfesselt? Helene war ein bißchen spät zum Essen gekommen. Nein, das war es nicht gewesen. Sie hatte herausfordernd spöttisch zu ihm gesagt: „Ich komme von meinem Geliebten!" Sicher eitles Gefasel. Denn — wohl kein Zweifel — Helene liebte ihn... Aber kennt sich wer bei den Frauen aus? Von seinem Vater hatte er die Philosophie der Enttäuschten geerbt.

Sonst nichts?

Seltsam starr betrachtet er seine Hände. Im Lichte der Lampe flößten sie im Furcht ein. Wie sie so ausgebreitet vom hellen Holz des Schreibtisches sich abhoben, waren diese Hände die eines andern, eines Fremden. Sicher konnten sie beunruhigen: dieser abgeflachte Daumen, die spachtelartigen Finger — die mußten irgendwo einmal in einen zarten Nacken sich eingebohrt haben.

Leichtes Zittern bewegte sie — war es das Verebben eines Zornes oder der Vorbote von Schrecklichem? Was für eine Wut hatte ihn bloß soeben gepackt? Die Wildheit! Er hatte gegen diese Hände, die nach vorwärts drängten, umklammern, würgen wollten, sich nicht wehren können. Helene hatte sich nicht getäuscht. Und dabei wußte sie nichts von dem furchtbaren Geheimnis. Diese behexten Hände hatten eine alte Gebärde wiedergefunden und Marcell das Geheimnis seines Wesens entschleiert. In der Stille der Nacht graute ihm vor der Gesellschaft dieser Unheilvollen...

Heute hatte er sich bezähmt — aber ein andermal?

Er gelobte sich, jeden Streit mit Helene zu meiden. Ernste Konflikte gab es zwischen ihnen ja auch nicht. Besucher der Magazine, unschuldige Teevisiten, ein bißchen Flirt — besonders mit seinem Freund Jaques — das waren alles keine alarmierenden Gründe, die die Gefahr eines Zwistes hervorrufen konnten.

Wenn sich die wahnwitzige Versuchung dieses Abends wieder gebieterisch einstellte, dann wußte er, was er zu tun hatte.

Ruhig, ohne Aufsehen zu erregen, wollte er verschwinden, sein Heil in der Flucht oder im Tode suchen. Alles, alles, nur kein Mörder durfte er werden.

Dieser Entschluß gewährte ihm plötzlich Ruhe. Er erhob sich lächelnd befreit.

„Ich will mich schlafen legen“, dachte er. „Bis morgen haben alle gefährlichen Einflüsterungen sich verflüchtigt; der Tag erlöst mich von diesem Bann...“

Er betrat die Kammer. Der Schlummer schien Helene im Schmerz überrascht zu haben. Nicht einmal das Licht war ausgeschaltet. Die Tränenspuren hatten die seidenweichen Wangen ergreifend durchfurcht. Zärtlichkeit und Selbstvorwürfe rangen in Marcell. Er schwankte, ob er seine Frau nicht wecken und um Verzeihung bitten solle. Einen Augenblick betrachtete er die ruhig, sanft Schlafende, den süßen Kindermund, dem man alles vergeben mußte, das gleichmäßige Auf und Nieder der Brust, das Kinn, darunter den bloßen Hals, den rührend weißen.

Marcell streckte sich neben ihr aus, leise, um sie nicht zu stören. Aber unbewußt empfand sie, daß jemand in ihrer Nähe war und plötzlich stammelte sie mit weher Stimme

„Jaques, mein Geliebter, bist du es?“

Jaques. Jaques hatte sie gesagt! Rot wogte es vor den Augen des Mannes; der vererbte Instinkt riß eine Vernunft wie ein Strohhalm fort und krampfhaft sich zusammenpressende richtende Hände schlossen sich über dem zarten Hals der Schlafenden...

Was ich so im Leben versäumte...

Von Stephen Leacock.

Neulich ging ich einmal mit einem richtigen Grundstücksmann draußen in der Vorstadt spazieren. Er lehnte sich über das hölzerne Geländer eines Bauplatzes und wies mit der Hand darauf hin.

„Dieses Grundstück“, sagte er, „haben wir vorige Woche für eine halbe Million Dollar verkauft“.

„Wirklich?“ rief ich aus.

„Ja“, nickte er, „und Sie ahnen nicht, daß man es vor fünfundzwanzig Jahren für 50 000 auflesen konnte“.

„Sie wollen doch damit nicht sagen, daß ich all das schöne Gras und all die herrlichen Brennesseln für 50 000 Dollar hätte haben können?“

„Ja, natürlich“.

„Das bedeutet doch nicht etwa, daß diese Gelegenheit, als ich Student war und von vier Dollar wöchentlich leben mußte, an meine Tür gepocht hat, und daß ich sie verpaßt habe?“

Ich wandte mich in bitteren Gedanken über meine eigene Dummheit ab. Warum war ich niemals mit 50 000 Dollar in der Tasche, hier lang gekommen und hatte all den Lehm gekauft!

Der Grundstücksmann lächelte wohlgefällig über meinen Gram.

„Ich kann Ihnen mehr als das hier zeigen,“ sagte er. „Sehen Sie, dort hinter dem Zaun das große unbebaute Stück Land?“

„Ja, ja“, rief ich aufgeregt, „das Stück mit der schönen Vogelscheuche aus Oelpapier und der verwitterten Fichte, der einen verwitterten Fichte, die in ihrer verlassenen Einsamkeit zuwinken...“

„Nanu!“ sagte der Grundstücksmann, „haben Sie auch einmal etwas mit dem Grundstücksmarkt zu tun gehabt?“

„Nein“, antwortete ich, „aber ich besitze eine poetische Ader und beginne, die Poesie und Großartigkeit von Baustellen zu begreifen“.

„Ach so, das ist es also! Ja, dies Gelände da — es sind 400 Quadratruten — habe ich gestern für drei Millionen Dollar verkauft“.

„Für wieviel?“

„Für drei Millionen kalter Hand“.

„Nicht kalter Hand“, sagte ich, „erzählen Sie mir nicht, daß es gestern kalt war“.

„Ja, fuhr der Grundstücksmann fort, „und vor knapp drei Jahren hätten Sie die ganze Geschichte für ein Liedchen haben können“.

„Für ein Liedchen!“ wiederholte ich.

Das hatte ich nun versäumt! Mit einer Stimme wie der meinen! Wenn ich das, was ich jetzt weiß, damals gewußt hätte — ich wär' auf das Land hinausgegangen und hätte die ganze Nacht durch gesungen. Ich habe in den Zeiten, wo ich mit fünfzehn Dollar die Woche zufrieden war, nie gewußt, was für ein verborgener Schatz in meiner Kehle schlummerte. Ich hätte mir Land ersingen und damit ein Vermögen erwerben können!

Der Gedanke bedrückte mich während des ganzen Heimwegs. Und die weitere Unterhaltung des Grundstücksmannes machte die Sache nur schlimmer.

Er zeigte mir eine Kirche, die ich für 100 000 hätte kaufen und als Autogarage für 500 000 hätte weiterverkaufen können. Wenn ich mich aufs Kirchenkaufen gelegt hätte, statt für die Zeitungen zu schreiben — ich wäre heute ein reicher Mann.

Eine Rollschuhbahn hätte ich erwerben können, und ein Theater, und ein Obstgeschäft, ein wunderbares, kleines, einstöckiges Obstgeschäft mit der niedlichsten Italienerin, die ich je gesehen hatte, darin. Da war ein entzückendes, winziges Juwel von einem Kuhstall, den ich hätte in ein Geschäftshaus umbauen und daran eine Million verdienen können. Und das gerade zu der Zeit, wo ich Griechisch lernte und wieder vergaß. Oh, all die versäumten Möglichkeiten meines Lebens!“

Als ich am selben Abend mit einem Freund, der Kaufmann ist, im Klub darüber sprach, erfuhr ich, daß ich im Grunde überhaupt noch nichts gehört hatte.

Grundstücke! Das war gar nichts! Nein, sie erzählten mir, daß ich vor fünfundzwanzig Jahren alle möglichen Dinge, wie Eisenbahnlinie, Zuckerraffinerien, Silberminen — daß ich dies alles für ein Liedchen hätte haben können. Da mußte ich fast froh sein, nicht für das Grundstück gesungen zu haben. Sie erzählten mir, daß es eine Zeit gegeben hätte, wo ich sogar die Föderal-Stahl-Gesellschaft für zwanzig Millionen kaufen konnte. Und das sich entgehen lassen!

Die ganze Canadian Pacific Railway, sagten sie, wurde für fünfzig Millionen auf den Markt geworfen. Ich ließ sie da verkommen und hob sie nicht auf. Nur aus Mangel an Zuversicht. Jetzt erkannte ich, wie diese Leute reich wurden. Es ist ihre herrliche, selbstvertrauende Zuversicht, die sie einen Fünfzig-Millionen-Dollar-Scheck ausschreiben läßt, ohne sich dabei etwas zu denken.

Wenn ich solch einen Scheck ausschreibe, würde ich fürchten, ins Sing-Sing gesteckt zu werden, aber sie haben keine Angst und bekommen, was sie verdienen wollen.

Ein Mann im Klub erzählte mir fast schluchzend, daß man vor fünfundvierzig Jahren hätte entweder Carnegie oder Rockefeller glatt für tausend Dollar aufkaufen können.

Warum kaufte sie mir mein Vater nicht als Andenken oder zum Geburtstag und ließ sie mich behalten, bis ich erwachsen war?

Wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte — nichts von Schule und Erziehung! Keine Baustelle, keine Schutthaufen, keine Oelpapiervogelscheuchen und keine Eckgrundstücke mit Obstläden! Ich würde einfach die Vereinigten Staaten kaufen und mit Ruhe, mit sportlicher Ruhe auf den Wertzuwachs aller Dinge warten. (Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Williams u. Co., Charlottenburg, dem Buche „Humor und Humbug“ von Stephan Leacock entnommen).
